

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 102 (2008)
Heft: 4

Artikel: Opfer, Täter : und die Kinder mittendrin
Autor: Schnieper, Marlène
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-389954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Marlène Schnieper

Opfer, Täter – und die Kinder mittendrin

• Es sind mehr als zwanzig Jahre her, dass ich erstmals die Holocaustgedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem besuchte. Doch ich entsinne mich genau, was mich damals am meisten berührte. Es waren nicht die Fotos von den Leichenbergen und den Gespenstern von Mensch, die den Befreiern von Auschwitz im Januar 1945 entgegentraten. Am längsten stand ich vor einem Bild, das auch in meinem Album hätte kleben können. Ein kleines Mädchen, fünf oder sechs Jahre alt, geht über einen Acker. Es hat eine Schleife im Haar und trägt einen Wintermantel mit Aufschlägen aus Samt. Selbstvergessen folgt es der Mutter und dem Vater, wie alle Kinder es tun, wenn die Eltern vorgehen.

Ich habe noch in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts in dem Luzerner Landstädtchen, in dem ich aufwuchs, als Sechsjährige einen ähnlichen Mantel und die gleiche Schleife im Haar getragen. Ich selbst hätte also dieses Mädchen sein können. Aber ich war katholisch, das Kind auf dem Bild hingegen war ein jüdisches Kind. Der Acker, über den es mit seinen Eltern ging, lag in Polen. Man zählte das Jahr 1942. Die Familie war nicht einfach auf einem Sonntagsspaziergang. Sie war Teil einer Gruppe, die von Nazi-Schergen der Vernichtung entgegengeführt wurde, auch wenn die Kleine

mit der Schleife das wohl noch nicht ahnte. Wie ungerecht, dachte ich, warum musste dieses Mädchen sterben? Nur weil es jüdisch und im falschen Jahrzehnt geboren war?

Einen Augenblick lang sah ich das Wesen des Rassismus in schmerzlicher Schärfe. Dem Anderen wird das Existenzrecht aberkannt, bloss weil er «der Andere» ist, «der Jude», «der Muslim» oder wer immer gerade auf den Todeslisten der Rassisten figuriert. So wurde das Mädchen in Yad Vashem für mich zum Sinnbild.

Die Erinnerung daran blieb wach in den Kriegen des Balkans, im Frühling 1999 zum Beispiel, als kosovo-albanische Männer, Frauen und Kinder zu Hunderttausenden aus ihren Dörfern flohen, vertrieben von den Fahnenträgern Grossserbiens. Das «Nie wieder», das die Alliierten 1945 geschworen hatten, tat damals späte Wirkung. Die Nato intervenierte. In ihrem Schutz kehrte die albanische Bevölkerung in die Heimat zurück. Doch wenig später nahmen die eben noch Verfolgten blutige Rache an den tatsächlichen oder vermeintlichen Verfolgern. Fanatisierte Albaner zündeten Häuser von Serben und Roma an. Wieder mussten die internationalen Truppen dazwischentreten. Mittlerweile erklärte Kosovo seine Unabhängigkeit, aber noch ist nicht sicher, ob der Teufelskreis der Gewalt in jenem Erdenwinkel gebrochen ist.

Die Extreme berühren sich und schaukeln sich gegenseitig hoch. Dieser Mechanismus spielt auch in Nahost. Qassam-Raketen haben im Süden Israels einen Familienvater getötet und einem Buben das Bein zertrümmert. Darauf reagierte die israelische Armee am 27. Februar mit der gezielten Tötung von Kämpfern der Hamas und des Islamischen Jihad, Leuten also, die diese Raketen vom Gazastreifen aus abschießen. Sogleich hagelte es neue Raketen auf israelische Städte. Israel antwortete mit einem Militäreinsatz, der in drei Ta-

gen rund 120 Palästinensern das Leben kostete. Unter den Opfern waren wiederum Frauen und Kinder. Alle wurden beflaggt. Selbst einen Säugling wickelten die Islamisten in den grünen Plastik, den sie mit Koranversen bedruckten.

Knapp eine Woche später, am Abend des 6. März, kehrte die Gewalt nach Jerusalem zurück. In der Talmudschule Merkaz Harav erschoss ein Palästinenser aus dem Ostteil der Stadt acht Studenten. Merkaz Harav gilt als Kaderschmiede des religiösen Zionismus. Der Krieg von 1967, bei dem Israel die Westbank und den Gazasteifen eroberte, war für die Leiter des Instituts ein Fingerzeig Gottes. Sogleich sandten sie ihre Schüler aus, um sich «Judäa und Samaria», das «biblische Kernland», für immer zu sichern. Merkaz Harav wurde zur treibenden Kraft der Siedlerbewegung. Nach vorläufigen Erkenntnissen plante der palästinensische Schütze, einen Rabbiner aus diesem Umfeld niederzustrecken. Als er den nicht vorfand, nahm er ins Visier, wer ihm gerade über den Weg lief. Halbwüchsige, die in fromme Lektüre vertieft oder auf dem Sprung zu einer Party waren, sanken blutüberströmt zu Boden.

Doch schon während der Trauerfeier bezeichnete Yaakov Shapira, der Chef-rabbi des Instituts, den Anschlag auf die Schule als «Fortsetzung des Massakers von Hebron im Jahr 1929». Er kritisierte die Absicht der israelischen Regierung, den Palästinensern «Teile des Landes» zurückzugeben, auch solche der Hauptstadt. Es gebe heute einen inneren und einen äusseren Kampf, da brauche es eine starke Führung, sagte Shapira unter Tränen. «Der Attentäter wollte nicht diesen oder jenen töten, sondern alle, die in der heiligen Stadt Jerusalem leben. Die Mörder sind der Amalek dieser Tage. Denn Amalek ist nicht verschwunden, er hat nur sein Aussehen geändert.» Amalek war der Erzfeind in biblischer Zeit.

Auch am 23. August 1929 tauchte er auf. An diesem Tag kam es in mehreren Städten Palästinas zu antijüdischen Aus-

schreitungen. In Hebron wurden 67 Juden durch palästinensische Araber ermordet, manche der Opfer vergewaltigt und verstümmelt. Es gab auch palästinensische Familien, die den jüdischen Nachbarn Schutz boten. Dennoch verliessen manche Alteingesessenen damals die Stadt. Die Bluttat wirkt bis heute nach, wie Shapiras Äusserungen zeigen.

Die Palästinenser ihrerseits denken im Zusammenhang mit Hebron an andere Gräueltaten. Nach der Überlieferung wurden in dieser Stadt in der südlichen Westbank Abraham und andere biblische Erzväter begraben. Das Grab ist Juden, Christen und Muslimen heilig, doch spielten sich dort schon die unheimlichsten Szenen ab. Am 25. Februar 1994 etwa betrat der jüdische Siedler Baruch Goldstein die Ibrahimi-Moschee, den muslimischen Teil der Patriarchengruft, und feuerte in die zum Freitagsgebet versammelte Gemeinde. Er tötete 29 Palästinenser und verletzte mehr als 100. Überlebende erschlugen ihn noch in der Moschee.

Auf allen Hügeln des Westjordanlandes hat sich die Siedlerjugend festgesetzt, die sich an Merkaz Harav inspiriert: «Arabs fuck off, Araber verpisst euch!» schreien sie. «Die Juden haben die Propheten getötet. Tod den Zionisten, Tod Israel!» gellt es aus dem Lager der Jihadisten zurück.

Bei so viel religiösem Fanatismus auf beiden Seiten, wundert es mich nicht, dass das rassistisch motivierte Morden immer weiter geht. Opfer werden zu Tätern, die neue Opfer zeitigen. Es bleibt der Schmerz über all die jungen Menschen, die mit in den Strudel der Gewalt gerissen werden, ehe sie sich's versehen. •

Marlène Schnieper
(Bild: Dominique Meienberg).